

* * * * *
* * * * *
* Ernst Lissauer *
* * * * *
* * * * *

Sächsische
2 | A
2055
Landesbibl.

Jes Lieb Hüpfen

in Jes Christ überwindt

Jes Christ

Wien
Nov 25

Bekenntnisse

Eine Schriftenfolge von Lebens- und
Seelenbildern heutiger Dichter



Neuntes Heft

Herausgegeben durch die
Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz

Ernst Lissauer

Zum eigenen Leben



1 9 2 4

Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz

Sächsische
Landesbibliothek
- 1 OKT. 1971
Dresden

*E*s ist ein seltsames Unterfangen, in ungebundener Rede ohne den Abstand, den die dichterische Form schafft, von sich selbst zu sprechen. Wenn ich es versuche, so kann die Absicht nicht sein, Daten mitzuteilen, sondern den Sinn des Weges anzudeuten, den ich gegangen bin, oder den zu gehen ich bemüht war.

Ich bin am 10. Dezember 1882 als jüngster Sohn einer jüdischen Familie in Berlin geboren. Mein Vater besaß eines der ersten Seidenhäuser von Berlin; er war Handelsrichter, Stadtverordneter von Charlottenburg und führte den Titel eines Kommerzienrats. Er wirkte vielfältig als Wirtschaftspolitiker und Freimaurer. Seine wichtigste und für ihn besonders charakteristische Tat war, daß er aus eigenen Mitteln die erste Berliner Fortbildungsschule für Kaufleute gründete. Ihm war ein hauseisener Arbeitsdrang und eine ausdauernde Arbeitskraft eigentümlich, die ich von ihm überkommen zu haben glaube. Sein Vater hatte die Seidenhandlung gegründet; er war 1848 Mitglied der Berliner Bürgerwehr, ward später Stadtverordneter von Berlin und zählte zu den Gründern der Berliner Reformgemeinde, welche den jüdischen Gottesdienst modernisierte und in ihm die hebräische zu Gunsten der deutschen Sprache zurückdrängte. Die Familie seiner Frau war eine der

ältesten jüdischen Familien Berlins. Meine Großmutter mütterlicherseits gehörte zu den ersten Kämpferinnen der bürgerlichen Frauenbewegung; sie war die Tochter eines Rabbiners in der Provinz Posen. Sofern nicht die Familie meiner Großmutter von Vaters Seite zu den portugiesischen Juden zählt, stamme ich also aus ostjüdischem Blut. Dennoch habe ich mich ausschließlich als Deutscher gefühlt und bin in diesem Sinne erzogen worden. Meine Eltern wollten, als ich schon 15 Jahre alt war, daß ich mich taufen ließ; ich habe es aber nicht getan, weil ich, als Berliner Junge, damals ein Atheist war und trotzdem der Pastor, zu dem ich geschickt ward, es mir denkbar leicht machte. Zwei Jahrzehnte später habe ich in dem selben Predigerhause, fast in dem selben Zimmer, mit seinem jüngeren Amtsgenossen lange religiöse Gespräche gehabt, ich hätte mich nun taufen lassen können, ich könnte es auch heut, weit links stehende protestantische Geistliche sind mir Freund: ich habe es nicht getan, weil dieser Übertritt mit Vorteilen belohnt ward. Vollends heute wäre es Verrat, das Judentum zu verlassen. Es ist mir natürlich und selbstverständlich gewesen, als deutscher Schriftsteller oder — wenn man mir diesen Titel zuerkennen will — als deutscher Dichter zu wirken, aber ich habe, ebenso natürlich und selbstverständlich, mein

Judentum niemals und nirgends verhehlt. Eben darum mußte ich es erleben, daß ich sowohl von Antisemiten als auch von Zionisten angegriffen und mannigfach verhöhnt ward. Wenn einer das Richtige, das Natürliche, das Selbstverständliche tut, so kann es nicht ausbleiben, daß es vom Vorurteil der fanatisch Beschränkten mißdeutet wird. Nichts ist natürlicher, als daß ein Jude, dem dichterische, dem sprachliche Gabe, in welchem Ausmaß immer, zu Teil geworden ist, die deutsche Sprache und in ihr die deutsche Kultur bis in die innerste Substanz hinein erlebte. Knaben- und Jünglingserlebnisse wirkten sich aus, als ich „1813“, „Bach“, „Bruckner“, „York“, als ich die Komödie „Gewalt“ schrieb. Mit der gleichen bedenkenlosen Selbstverständlichkeit jedoch schrieb ich über meine Gottgesänge das Wort des Alten Testaments, „Psalmen“. Nach der Meinung mancher mit Recht, weil sie den Gott des Alten Testaments bezeugten; nach anderen zu Unrecht, weil sie vielmehr im Sinne eines sich entwickelnden Protestantismus gerichtet seien. Mir bleibt nichts übrig, als in der Weise fortzufahren, wie ich begonnen habe: ich werde, unbekümmert, meine Prophetendramen schreiben, und es wird ein Moses und ein Luther unter ihnen sein. Ich würde mich selbst aufgeben, wenn ich anders handelte, und könnte dann

eben so gut körperlich meinem Leben ein Ende setzen, weil es jeden Sinnes ermangelte. Kein Dichter, der Neues zu bringen meint und nicht in bequemen Formen spricht, kann sich wundern, wenn die Breite der Nation sich nur langsam mit ihm vertraut macht; vollends, wenn heutigen Tages ein Jude Goethe, Luther, Beethoven, Jakob Grimm, Friedrich den Großen dichterisch gestaltet oder schriftstellerisch darstellt. Weil mein bisheriges Leben fast ausschließlich dem deutschen Schrifttum und der deutschen Geschichte gedient hat, empfinde ich mit besonderer Gewalt die tiefe Schmach, welche uns deutschen, vielfach langeingesessenen Juden angetan ward, indem ein Antrag auf Entziehung der staatsbürgerlichen Rechte im deutschen Reichstag überhaupt möglich war. Diesem Gefühl mischt sich die trauervolle Erkenntnis, daß zu den kapitalistischen Mächten, die sich nach dem Zusammenbruch der staatlichen Autorität die Schwäche des Volkskörpers zu Nutze machten, vielfältig Juden gehören; auf sie, als die Unterschiedenen, sammelt sich die Erbitterung. Wieder einmal sollen die Juden die Brunnen vergiftet haben. Um so stärker die Verpflichtung, auszuharren und, nach dem Maße der Kraft, an meinem Teil das Beispiel eines der deutschen Sache dienenden und zu tiefst verpflichteten Juden zu geben.

Im Jahre 1914 habe ich den „Haßgesang gegen England“ geschrieben, der, wie ja allgemein bekannt, in ganz Deutschland und weithin bis in fremde Erdteile sich rasch verbreitete. Auch dieser Gesang ist nur aus der Sorge um Deutschland entstanden, und auch er ist mir vielfältig mißdeutet worden. Ich hatte ihn in dem guten Glauben geschrieben, — der durch Äußerungen englischer Politiker und Zeitungen genährt wurde —, daß England das deutsche Volk erdroffeln wollte. Seither ist bekannt geworden, daß England dem deutschen Reich mehrmals vorgeschlagen hat, sich ihm zu verbünden, und daß es die Beschränkung der Flotte mit weitreichenden kolonialen Zugeständnissen erkaufen wollte. Auch sehe ich heute ein, daß ich meine Sorge statt in der verneinenden Form eines Haßgesanges gegen England besser in der eines Liebesgesanges an Deutschland ausgesprochen hätte. Und es ist mir schmerzlich, daß mein Name nun mit den Begriffen von Töten und Zerstören verbunden ist, indessen doch schon die Überschriften meiner Bücher bezeugen, daß ich von je um Aufbau und Fruchtbarkeit, um Schöpfung bemüht gewesen bin. Freilich glaube ich auch im Bereich der Völkergesamtheiten an Werden und Vergehen, an Wachsen und Schrumpfen, und ich könnte nicht um das tragische Drama bemüht sein, wenn

ich nicht an den Kampf in der Welt als ein zeugendes Prinzip glaubte. Jedoch, es gibt noch andere Mittel des Kampfes als den modernen mechanisierten Krieg mittels Maschinen und Gasen. Ein neuer Krieg erschiene mir als endgültige Vernichtung der abendländischen Kultur, er schiene mir nur gerechtfertigt, wenn dem deutschen Volke der Untergang drohte. Obwohl ich mich in ähnlichem Sinne 1919 öffentlich ausgesprochen, obwohl ich in dem Jahrzehnt seit der Entstehung des „Haßgesanges“ in Hunderten von Gedichten, in Dramen, Aufsätzen, Anthologien meine Gesinnung bekundet habe, bewahren noch heute zahlreiche meiner Landsleute die Vorstellung, daß ich den Haßgesang gewissermaßen so oft gedichtet habe, als er gedruckt und vorgetragen worden ist, daß ich seine Verbreitung bewirkt, daß ich ihn als ein Hekgedicht geplant und propagiert habe. Auch heute, nachdem sich unter dem Eindruck des Krieges und des faulen Friedens meine Einstellung gewandelt hat, — es wäre arg, wenn all dies Erleben an mir wie ein Vogelflug vorüber gestrichen wäre — erscheint es mir nicht schimpflich, die Sorge, die mich seit vielen Jahren bedrückte, in der Not des Herzens gedichtet und damit unbewußt Millionen aus der Seele gesprochen zu haben. Aber ich habe den ungeheueren Erfolg des Gedichtes, wenn man

mich recht versteht, überhaupt niemals innerlich erlebt, denn, der da berühmt ward, war ein anderer als ich, allerhöchstens ein geringer und nicht sehr wesentlicher Bruchteil der durchaus um zeitlose Probleme bemühten Kraft, die ich in mir fühle. Man hat mich dann mit ähnlicher Intensität verfehmt. Für mich war dies Erlebnis in hohem Maße lehrreich: die Nichtigkeit zeitlichen Ruhmes und die kindische Wandelbarkeit öffentlicher Meinung habe ich am eigenen Leibe erlebt.

Es war mir als ungesund erschienen, daß die deutsche Dichtung vor dem Kriege an den Gefahren, die das deutsche Volk von außen bedrohten, und an den politischen und sozialen Kämpfen im Innern fast gar keinen Anteil nahm. In diesem Sinne hatte ich in einigen Aufsätzen, die 1912 und 1913 in der „Zat“ erschienen, politische Dichtung gefordert. Mein Zyklus „1813“ entstand im Jahre 1912. Ich hätte die Freiheitskriege früher oder später in jedem Falle dichterisch zu gestalten versucht, aber der Gedanke an die hundertjährige Wiederkehr im Jahre 1913 entzündete den Plan früher: ich wollte, angesichts der Gefahren, ein Beispiel großer Vergangenheit aufrichten, und gerade zu einer Zeit, wo feierndes Gedächtnis die Teilnahme auf jene hohe Zeit sammelte. „1813“ war also, bis zu einem gewissen Grade, ein zeitliches Buch.

Die zeitliche Sorge, die mich heute bedrückt, gilt nicht so sehr dem wirtschaftlichen und politischen Schicksal des deutschen Volkes, an dessen letztlich unerschöpfte Kraft ich glaube, sondern der steigenden Gefahr der Mechanisierung, welche dem abendländischen Menschen überhaupt, insbesondere dem deutschen und wiederum dem deutschen Großstadtmenschen verhängt ist. Soweit sich meine schriftstellerischen Bemühungen zeitlichen Problemen zuwenden, werden sie dem Kampfe gegen das Mechanische, gegen das Überwuchern der rein zivilisatorischen Elemente zu dienen haben. In diesem Sinne bin ich mit Bewußtsein aus dem mittleren Deutschland, insbesondere meiner Vaterstadt Berlin, fortgegangen; nachdem ich eine Zeit lang unweit des Rheins, in Wiesbaden, gewohnt habe, lebe ich jetzt in Wien, und zwar in einem Vorort, unweit des Kahlenbergs und der Donau, in einer Umgebung, die zwar des Komforts nach landläufigen Begriffen ermangelt, dafür aber Wesen und Erscheinung beseelterer Epoche mannigfach bewahrt hat. Da der Dramatiker in mir des Theaters, der geistige Mensch produktiver Geselligkeit, der historisch Bemühte und der Schriftsteller öffentlicher Büchereien nicht zu entraten vermag, so kann ich nicht im Gebirge leben, wie es an sich meinem Wunsch und Wesen entspräche.

Aber zwischen diesen Döblinger Gassen und Gärten wohne ich, soweit das in einer großen Stadt von 1924 möglich ist, im Zeitlosen.

Was immer ich sonst mitzuteilen hätte, reicht so tief ins Persönliche, daß ich es, heute und hier, nicht aussprechen will. Auch habe ich genug Bücher veröffentlicht, die meinen inneren Gang bezeugen.

Und durchaus und durchweg bilden diese Bücher eine Einheit. Allerdings wünsche ich mir ernsthaft Teil nehmende Leser: als solche kann ich nach meinem innersten Empfinden nur jene werten, die sich so weit mit diesen in zwanzig Jahren erschienenen Bänden vertraut machen, daß sie die einhellige Welt verspüren, welche sich aufzubauen begonnen hat. Selbstverständlich nicht nach vorgefaßtem Plan, aber doch gemäß einer geahnten Totalität. Das Drama „Yord“ habe ich als Sechzehn- oder Achtzehnjähriger mir zu schreiben vorgesetzt und es 1919 genau so ausgeführt, wie es mir damals verschwommen vorgeschwebt hat. Auf unerklärliche Weise fand der musikalisch gänzlich unreife Vierzehn- oder Fünfzehnjährige Freude an Bach'schen Suiten, und ihm ward wenige Jahre später der Benedictus aus der Großen Messe Anton Bruckners zu einem Ereignis von offenbarer Kraft: hier entsprangen meine Darstel-

lungen Bachs und Bruckners. Vielfältig sind in mich Samen des Geistes geweht worden, scheinbar durch Zufall, dennoch erkenne ich ein organisches Gesetz, dem ich vertraue. Langsam — spät, schwer und langsam sind diese Ausfällungen in mir aufgegangen. Dem oberflächlichen Betrachter, zumal dem Vorurteil, wird es nicht ersichtlich sein, wie die protestantische Welt des „Bach“ und die katholische des „Bruckner“, die Welt des „Yord“, potsdamisch-preussischen, und die Welt des „Eckermann“, weimarisch-klassischen Geistes, sich vereinigen. Meine Dichtungen nicht nur, auch meine prosaischen Schriften, Aufsätze und Aufzeichnungen bis herab zu den in Zeitungen verstreuten Anzeigen einzelner Bücher, selbstverständlich auch meine durchaus bekenntnisthaft und als Werkteile zu wertenden Anthologien samt ihren Einleitungen, nicht zuletzt die Bemühungen um vergessene Dichter, wie Hermann Lingg und Johann Georg Fischer, um einen vergessenen Kritiker wie Emil Kuh: alles, so verschiedenartig die Stoffe und Formen sein mögen, ist, nach meinem Bewußtsein, ausschließlich die Verkündigung und Aussprache einer einheitlichen Grundgesinnung.

Kurz ist sie in den Titeln einiger meiner Bücher formuliert: ein Lyrikbuch heißt „Die Ewigen Pfingsten“, ein Prosa-

band, der aus meinen Tagebüchern erwuchs, „Festlicher Werktag“, eine meiner Anthologien „Der heilige Alltag“. Die „Sendung des Dichters“, wie sie mir vorschwebt, habe ich in gleichem Sinne umschrieben als „eine überpersönliche Aufgabe, eine Sendung, welche zugleich im höchsten Maße eine Verpflichtung ist, eine Aufgabe im Raum, eine geistliche, Gnade und Dienst in einem.“ Fast alles, was ich geschrieben habe, handelt entweder von der Gnade oder vom Dienst; oder aber von Beidem; letztlich aber: von Beidem als Einem.

Der Yorck meines Dramas dient nicht anders als der Eckermann, den ich zu zeichnen suchte, der Luther, den ich im Kampf mit dem Teufel und im Ringen um die deutsche Bibel zu gestalten strebte, nicht anders als Bruckner, der Priester ohne Weihung, wie ich ihn im Gedicht und Essay schilderte. Der Casanova und der Herzog meiner Komödien aber sind solche, denen Gnade und „Gewalt“ zuteil ward, die sie aber mißbrauchen. Und in diesem Sinne war auch „1813“ und auch der „Haßgesang“, er freilich zeitgebunden, zeitbeschränkt, Dienst.

Denn nicht in selbstherrlicher Willkür darf sich das schöpferische Individuum verkündigen, sondern von ihm, wie begrenzt seine Kraft immer sein mag, gilt das Wort

Hans von Bülow's, das als Motto vor meinem Buch
„Von der Sendung des Dichters“ steht: „Die Menschen, die
Iche sind sterblich, die Ideen sind unsterblich. Erstere zählen
überhaupt erst, wenn und insoweit sie letzteren dienend, hin-
gebend in ihnen aufgehen.“

Wien-Döbling, Juli 1924.

Ernst Lissauer

Zum eigenen Leben

wurde als zwölfte außerordentliche Veröffentlichung der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz, als neuntes Heft der Bekenntnisse, im August 1924 daselbst von der Buchdruckerei Adam (Max Adam, Jean Hoppe) in der Matthies-Kursiv gedruckt. Von den 500 nummerierten Exemplaren wurden die ersten 150 mit römischen Ziffern in der Presse nummeriert und von dem Dichter unterzeichnet.

*

Dieses Buch trägt die Nummer

323

2A 2055

Hinweise

Signatur	2A 2055	Stok	✓
----------	---------	------	---

ES

Bub ^{Mitt}

27. 6.

AK

tu

Titelaufn.

AKB

tu

13.7.

FK

Autogr. - Nat. col. De

✓

Dr. Prosa

12.7.

13

Bio K

Bild K

Lissauer, Ernst

dt. Dichter

1882 - 1937

15.7. blm-IV

SWK

Sonderstandort

Signum

Ausleihe-
vermerk

E. A. - W. G. -

M. Verf. - Widm

